

NAIROBI KENYA
NOVEMBER DEZEMBER 2001

EIN TAGEBUCH
VON
ARNE VOLLSTEDT



Für Julius und alle, die ihm
folgen, wie zum Beispiel
Ben.

© 2001 Arne Vollstedt
eMail: arne@arnevollstedt.de
Text und Fotos: Arne Vollstedt
PDF-Ausgabe für private Nutzung
gedruckt und ringgebunden anzufragen beim Autor
zum Selbstkostenpreis von 25,- € inkl. Porto innerhalb Deutschlands

Montag, 26. November 2001 14:15 Uhr
(Deutschland, Hamburg/ Wandsbek)

In einer halben Stunde geht es los zum Flughafen. Ich trinke noch einen Amaretto mit Milch und lasse mich von der Kälte Hamburgs quälen. In Gepäck und Kopf bin ich auf große Hitze eingestimmt. Die Spannung in mir steigt. Wie viel anders wird das Morgen sein?

Dienstag, 27. November 2001

Heute ist nun der Morgen, von dem ich gestern noch sprach. Ich sitze auf einer Holzbank an einem kleinen See im Garten der Frau Rapp, bei der ich nun für die nächsten drei Wochen wohnen werde. Die Sonne scheint und ich trage zum ersten Mal in meinem Leben eine Schirmmütze mit dem Gedanken, dass sie wirklich von Nutzen ist.

Ich landete heute Morgen um ca. 6:15 Uhr in Nairobi. Vom Gateway ausgesperrt kam ich in das Flughafengebäude das zunächst nur duty-free Shops bot. Hellblauer Linoleum und einfach geweißte Betonwände, nur durch Glasbaustein-spalten und hektisch angebrachte Werbeplakate verziert sah ich mich in einem Kleinstadtkrankenhaus der 70er Jahre und in dem Moment, in dem ich daran dachte, kam mir auch schon eine Frau mit einem leeren Rollstuhl entgegen, kurz darauf eine zweite, beide schwarz, wie alle hier. An der provisorisch anmutenden Passkontrolle werde ich dann nach einem Visum gefragt und auf meine Bemerkung, ich bliebe nur drei Wochen, zu einem anderen Herrn geschickt. Auch der lässt sich von meinen Tiraden nicht beeindrucken und gibt mir zu verstehen: Jeder braucht ein Visum! Am nun folgenden Schalter, der sich in einem anderen Teil des Gebäudes befindet, will ein Dritter 50 US-Dollar von mir. Ich irre ca. 10 Minuten durch das Gebäude, bis ich einen Wechselschalter gefunden habe, wo



ich 150 DM in knapp 62 Dollar eintausche. Dann stelle ich mich wieder an dem Schalter an und hoffe, dass sie meine Papiere nicht schon längst entsorgt haben. Endlich habe ich mein Visum (um 50 \$ ärmer), das eher wie ein kleiner Notizzettel aussieht. Sehen will dieses teure Papier jedoch keiner; ich werde direkt durch die Passkontrolle gewunken. Und tatsächlich: in einer großen etwas hilflos wirkenden Halle, in der auch ein paar wartende Esel oder Ziegen nicht weiter auffallen würden, gibt es Gepäcktransportbänder und an einem von ihnen steht mein Koffer. Ich kann mein Glück kaum fassen.



Mit meinem Gepäck auf einem Trolley wähle ich den Ausgang: „Nothing to declare“ und erwarte angehalten zu werden, was jedoch nicht geschieht. Ich komme in eine kleinere Halle, wo Frau Rapp hinter einer Absperrung wartet, mich freundlich begrüßt und mich zu ihrem weißen Toyota-Bus führt.



Zunächst fahren wir vom Flughafengelände, der Weg gesäumt von riesigen Werbeplakaten. Die stehen mitten in der „Pampa“ und ich frage mich bei jedem, warum? Je näher wir der Stadt kommen, umso mehr Menschen sehen wir am Straßenrand. Einige laufen in diese, andere in jene Richtung, ungeachtet der Straßenseite auf der sie sich befinden und viele von ihnen tragen Lebensmittel auf dem Rücken, Kopf oder unter dem Arm. Immer stärker wird ihr Weg durch herumliegenden Müll erschwert. Ich wundere mich über die vielen Autos, die zum größten Teil sehr alt sind und unglaublichen Gestank verbreiten und Frau Rapp erklärt mir, dass es in Kenya keinen TÜV gibt und somit jeder die Möglichkeit hat mit dem zu fahren, was eben noch fährt. Die Stadt macht mich, trotz meiner starken Müdigkeit, fassungslos: Hat man ein paar Quadratmeter Reichtum und Sauberkeit gesehen, folgen Armut, Müll und Verunreinigung, die unglaublich scheinen. Männer, Frauen

und Kinder laufen wild durcheinander, egal ob Fußweg, Straße, oder Müllberg. Ebenso bewegen sich die Autos: Sehr schnell, sobald sich ein Stück ohne Stau ergibt und Abgase ausstoßend, die mich, einige hundert Meter vor einer Anhöhe, glauben machen, da müsse ein Auto in Flammen stehen. Die Abgase dringen mit der Zeit auch ins Auto und meine Augen fangen an zu tränen, die Nase kribbelt.

Ab und an wird der Dreck und Gestank visuell gebrochen vom krassen Gegenteil: Eine BP Tankstelle zum Beispiel, die genauso aussieht, wie eine solche in Hamburg: modern, hübsch bepflanzt und sehr sauber; dann sofort wieder Müllberge, Schlamm vom letzten Regen, kleine Jungen, die mitten auf der Straße zwischen den Autos umherlaufen und Zeitungen verkaufen. Ich sitze als Beifahrer links und immer wieder überkommt mich Angst, dass wir von der Straße abkommen, da der Teer fast überall abrupt gebrochen endet, der Boden, der folgt, zehn bis fünfzehn Zentimeter tiefer liegt und wir dieser Grenze oft sehr nahe kommen. Viele schmutzige Kleinbusse fahren ohne jede Rücksicht auf andere. Sie sind mit Menschen beladen, so sehr, dass einige von ihnen halb aus den Fenstern hängen. Frau Rapp erklärt mir, dass sie Matatus genannt werden, vergleichbar mit unseren Bussen. Die Fahrer dürfen das Geld, das sie über eine bestimmte Grenze hinaus verdienen, behalten, was zu ihrer Rücksichtslosen Fahrweise führt: Je mehr Fahrgäste sie am Tag befördern, umso mehr Geld bleibt für sie übrig.

Und nun sitze ich hier in Nairobi – Kenya – Afrika, Lakeview Estate, Haus 62, umgeben von Pflanzen und Tieren, die ich nicht kenne, die Geräusche machen, oder verursachen, die ich ebenso wenig kenne und die mich etwas verunsichern. Es weht ein warmes Lüftchen. Gleich gehe ich ins Haus, das ein wenig nach feuchtem Holz Leder und Gewürzen riecht. Ich



glaub ich fühle mich ganz wohl. 17 Uhr.

Um 18 Uhr trafen wir zwei ehemals gesponserte Schüler, Ken(nedy) und Tony. Ken traf sich mit uns auf einem Parkplatz und brachte uns zu Tony nach Haus. Tony war gerade dabei, einen Elefanten in ein matt-grünes Glas zu gravieren, an einem kleinen Holzschreibtisch mit einer noch kleineren Lampe.

Beide sehr gut gekleidet, Ken etwas offizieller, erzählt uns Tony, wie er zur Glas-Gravur kam. Zusammengefasst: Er merkte schon in der primary school (ähnlich unserer Grundschule, dauert nur doppelt so lang), dass er künstlerisch begabt war und zeichnete viel. Jahre später lernte er eine Frau kennen, die derlei Gravuren herstellte. Sie sah sich seine Zeichnungen mit Begeisterung an und schlug ihm vor, diese einmal auf Glas auszuprobieren. Er tat so und war begeistert. Von da an kam Fortbildung nach Fortbildung in Deutschland und auch London. Jetzt erstellt er in Heimarbeit die ausgefallensten Gravuren und die Liste seiner Auftraggeber lässt sich sehen. Nächstes Jahr wird expandiert. Hierzu will er unter anderem einige alte Maschinen aus Deutschland nach Kenia holen. Er bleibt seinem Land treu, denn er weiß, nur durch Menschen wie ihn kann dieses Land wachsen, durch Menschen, die den anderen zeigen, dass man auf ehrliche Weise Erfolg haben kann, dass einen die Armut nicht nur dazu bringen muss zu stehlen und zu betrügen, sondern aufzustehen und etwas zu tun. Er ist ohne Zweifel hochintelligent und wir schlagen ihm vor, in die Politik zu gehen.

Versorgt mit Cola und Keksen, die seine junge Frau uns brachte, unterhielten wir uns noch eine ganze Weile. Als Tony erfuhr, dass ich gelernter Fotograf bin, fragte er mich, ob ich nicht Fotos für einen Katalog seiner Glasobjekte machen könne.



Ich erklärte ihm, dass ich ja nur drei Wochen bliebe, zeigte ihm dann aber am Objekt ein paar Grundregeln und gab ihm Tipps, die er beim fotografieren von Glasobjekten beachten sollte.

Ich habe diese erste, herzliche Aufnahme in eine für mich so fremde und neue Welt sehr genossen. 22.35 Uhr

Mittwoch, 28. November 2001

Es ist 12 Uhr mittags und ich habe gerade erst gefrühstückt. Ich muss so gegen Mitternacht eingeschlafen sein und bin erst um viertel nach elf aufgewacht. Was für ein Land: Wann habe ich das letzte Mal so lange so fest und ohne Unterbrechung geschlafen?

Ich sitze auf Abruf für die Dinge, in die mich Frau Rapp einbeziehen will, d.h. erst einmal habe ich Freizeit, da sie eine Einladung zum Essen wahrnimmt.



14.05 Uhr und ich sitze wieder auf der Bank am See. Wie gestern ist es bewölkt, aber warm. Ich habe vorhin zum ersten Mal SunBlocker aufgetragen, obgleich ich es gefühlsmäßig für unnötig halte. Gerade ist etwas um mich herum geflogen, das sich anhörte, wie ein kleiner Spielzeughubschrauber. Ich habe mich über mein Notebook zusammengekauert: Was der Bauer nicht kennt, davon lässt er sich möglichst auch nicht stechen, oder? Um mich herum höre ich Laute von wenigstens 10-15 verschiedenen Tierarten, eine Geräuschkulisse, die es mir schwer macht, meine eigenen Gedanken zu verstehen. Neben mir liegt Milo, der Hund von Frau Rapp, im Gras und döst. 14:49 Uhr



21:45 Uhr

Als ich vorhin auf mein Klo wollte, lag rechts daneben ein nicht unbedingt kleiner Käfer auf dem Rücken und strampelte verzweifelt. Ich wusste nicht, wie ich ihn sonst erlösen sollte,

da er ziemlich eklig war, also trat ich drauf. My God, so muss es klingen, wenn jemandem der Unterkiefer bricht.

Nun stehe ich für eine letzte Zigarette auf der Terrasse. Der fast volle Mond steht nahezu senkrecht über mir und über einigen Wolken, die sich durch ihn weiß vom nachtschwarzen Himmel abzeichnen.

Wir haben gerade „Jenseits von Afrika“ geschaut und danach habe ich meinen ersten Gecko an der Zimmerwand über dem Bücherregal gesehen. Ich war erschrocken, ein Tier so nah zu sehen, dessen Art ich bisher nur vom Hörensagen kannte. Frau Rapp sagt: „Völlig harmlos.“ Ich versuche mich damit zufrieden zu geben. Hauptsache harmlos. Gute Nacht!



Donnerstag, 29. November 2001

Es ist gleich sieben Uhr und ich bin vor ca. 15 Minuten aufgewacht. Ich schlug die Augen auf und traute ihnen kaum: Der Himmel, den ich durchs Fenster sah, war Blau, doch waren auch zwei große Flecken dort, wie Löcher, durch die, ohne Farbverlauf, ein Gold-Gelbes Sonnenlicht zu sehen war. Und in eines dieser Löcher passte genau einer der Zweige von den Bäumen, die vor meinem Fenster stehen. Wie ein Stempel sah das aus, ein strahlender Goldgelber Zweigstempel am Blauen Himmel. Eine Zeit lang genoss ich diesen Anblick einfach, doch dann wollte ich ihn fotografieren. Ich stand auf, machte meinen Rucksack auf, nahm die Kamera heraus und ging zum Fenster, doch weg war das Schauspiel!! Also, der Fleck am Himmel war noch da und der Zweig auch, aber beide stark getrennt; das Gesamtbild war zerstört. Ich ging zum Bett zurück und musste feststellen, dass aus meiner liegenden Aufwachposition alles wieder toll aussah, jedoch nicht fotografierbar. Ich brauchte also die Kamera nicht einmal einschalten und so sitze ich hier und schreibe;

von gestern Nacht zum Beispiel:

Nach dem Gecko-Schreck hatte ich mich entschlossen mein Glück nicht weiter herauszufordern und, um 21:45 Uhr, ins Bett zu gehen.

Ich ging in mein Zimmer und musterte misstrauisch die Wände- puh, kein Gecko. Zufrieden zog ich meinen Pullover aus, dann das T-Shirt über den Kopf und als ich wieder freie, unbeschwerte Sicht hatte, saß er dort, direkt vor mir, ein Stück höher an der Wand, leicht gekrümmt, mit dem Kopf schräg nach unten, als wolle er mir gleich einmal zeigen, was er alles kann, ohne das ihm schlecht wird. Ich erstarrte kurz und versuchte nachzudenken: Frau Rapp rufen? „Uh Da ist ein Gecko, machen sie Es weg!“ Nee, nee, sie würde ja so einiges verstehen, weil ich hier noch ganz neu bin, aber ich musste dieses Verständnis ja auch nicht überstrapazieren. Also taufte ich das Tier Gordon und entschloss mich, noch ein wenig zu lesen und immer mal wieder nach dem kleinen Wandkrokodil Ausschau zu halten, damit es nicht auf einmal neben mir auf dem Kopfkissen sitzt. Das klappte auch ganz gut, obwohl ich nicht mehr so genau weiß, was ich eigentlich gelesen habe. Immerhin hat er seine Position kaum geändert, ich gar nicht und irgendwann habe ich dann das Licht ausgemacht und zwei Stunden später muss ich eingeschlafen sein.

7:15 Uhr

Freitag, 30. November 2001

Es ist 12:45 Uhr und ich erzähle nun erst einmal, was gestern los war.

Nach dem Frühstück habe ich mich von Frau Rapp darüber aufklären lassen, dass Geckos deshalb so nützlich sind, weil sie alles fressen, was so krecht und fleucht, außer Menschen (Schwein gehabt!) und alles, was größer ist, als ein Schuster.



Sie halten sich eigentlich nur an senkrechten Flächen auf, also Orte, an denen wir Menschen eher selten zu tun haben.

Danach war „Office-Time“ (ich küsst Dich Antje) und die Damen vom YSP waren da. Ich habe die „Regulations“ in neuer Fassung geschrieben und gedruckt. Es war also sehr produktiv bis so gegen 16 Uhr, da wurde ich dann doch etwas schläfrig und legte mich hin. Abends hatte Frau Rapp noch etwas vor und ich habe Videos geschaut: „Der Marathon Mann“ und „Liebe Lügen“ mit Meret Becker. Zwischendurch habe ich auf der Terrasse eine geraucht und kenianisches Bier getrunken, das mich ein wenig an Astra erinnert, und mich darüber geärgert, dass ich meinen MD-Player doch in Deutschland gelassen habe und nun leider nicht diese wahnsinnigen Nachtgeräusche aufnehmen kann, die mich so an alte amerikanische Filme erinnern. Es ist schon seltsam, reelle Geräusche zu hören, die fünfundzwanzig Jahre lang für reine Fiktion standen.



Heute und jetzt sitze ich in der Sonne auf der Bank, oder umgekehrt, mit einer Coke und rauche Embassy lights. Was für ein Kraut! Werde mir vielleicht eine Stange davon mit nach Europa (so was wollte ich immer schon mal sagen) nehmen. Fürs Protokoll: Ich habe heute keinen SunBlocker aufgetragen. Ich kann mir halt nicht vorstellen, dass es nötig ist. Bis jetzt hat meine Haut noch gar nicht auf die Sonne reagiert.

Allmählich werde ich auch ein wenig ungeduldig: Schließlich bin ich nicht nur zum schreiben in der Sonne sitzen hergekommen. Bin gespannt, wann es endlich losgeht.

Die Sonne steht fast senkrecht über mir und es ist sehr ungewohnt, gerade nach oben schauen zu müssen, um sie zu sehen.

Die Sache mit dem Gecko und meine Angst dem Unbekannten gegenüber hat mir zwei Dinge näher gebracht: Zum einen meinen Vater

und sein Verhalten während seiner Krankheit. Immer, wenn ihm irgendetwas wehtat, führte er das gleich auf den Krebs oder die Chemo zurück und immer wieder sagten wir ihm: „Mensch Papa. Da gibt es oft etwas, das wehtut und noch lange nichts damit zu tun haben muss.“ Bei mir ist es nun so, dass immer, wenn es irgendwo juckt, kitzelt oder zwickt, ich denke, es ist vielleicht ein gefährliches Tier, das mir eine unheilvolle Krankheit bringt. Wenn es in Hamburg zwickt, juckt, oder kitzelt denke ich mir gar nichts dabei.

Zum anderen meine eigene Lebenseinstellung, dass ich das Unbekannte scheue und sogar Angst habe, vor allem was ich nicht kenne. Ich denke, das ist durchaus übertragbar.

14:25 Uhr und ich denke, ich sollte mal ein wenig über den „Boy“ schreiben; vorher aber noch was zum schmunzeln. Vorhin saß ich hier auf der Bank und habe in „Tania Blixens Briefe“ gelesen, als es geradezu knallte, neben mir auf der Bank. Zunächst blieb mein Herz stehen, dann holte es die fehlenden Schläge mit dem ca. 4fachen der vorherigen Frequenz wieder auf.

Jo, es war ein Ast, der von einem dieser für mich namenlosen Bäume gefallen war. Hier liegen überall Äste von diesem Baum herum und ich hatte in den vergangenen Tagen auch schon einige fallen sehen, aber dieser viel nun genau senkrecht auf das Holz der Bank.

Da sich mein Herzschlag wieder normalisiert hat, nun zu Arthur, den Frau Rapp gestern zum ersten Mal „Boy“ genannt hat. Jeden Tag kümmert er sich bis 13 Uhr um den Haushalt. Alles was wir den Tag über an Geschirr und Kücheneinrichtung dreckig machen ist bereits sauber, wenn ich am nächsten Tag aufstehe. Ab 15 Uhr ist dann der Garten dran.

Arthur ist schwarz mit sehr weißen, lächelnden Zähnen und immer auffallend sauber gekleidet. Ist ja auch klar: Weiße Klamotten sehen an





einem schwarzen Körper viel sauberer aus, als an einem Weißen. Als ich nach meiner ersten Nacht in diesem Haus und Land ins Wohnzimmer kam, war er dabei die Fenster sehr sorgfältig zu putzen. Ich sagte „Good morning!“, er ebenso, ein wenig amüsiert, da es immerhin schon 11 Uhr war. Ich kam dann in die Küche und Frau Rapp sagte, Artur wäre ein normaler Mensch für sie, und er würde sich bestimmt freuen, wenn ich ihn grüße. Verwundert antwortete ich, dass ich dies getan hätte und zufrieden erklärte sie mir, dass viele Botschaftsangehörige immer noch die schwarzen Hausangestellten wie Untergebene behandeln würden. Stumm stellte ich für mich fest, dass es mir nie in den Sinn gekommen wäre, ihn nicht zu grüßen oder freundlich zu behandeln. Ja, ich würde ihm ja nicht einmal Anweisungen geben, ihn höchstens mal fragen, ob er mir einen Gefallen tun würde. Ich bin zufrieden mit meiner Einstellung und werde sie beibehalten. Wo wir von ihm sprechen: Er steht gerade neben mir und bewässert die Pflanzen. Er hat Badelatschen an, eine grüne Latzhose und ein schwarzes T-Shirt. Nun liegt nur noch sein Gartenschlauch vor mir.

Habe mir noch etwas Selter geholt und gerade gedacht, dass ich schon ein wenig stolz bin, hier zu sein. Wenn ich jedoch daran denke, ich komme nach Haus und antworte auf die aufgeregten Fragen: „Ich habe im Garten gesessen, unter der unglaublichen Gefahr von Weidenähnlichen Ästen aus ca. 8 Metern Höhe erschlagen zu werden, und geschrieben, ist es vorbei mit meinem Stolz und ich weiß da muss noch was kommen. Aber: Eile mit Weile!

Jetzt zünde ich mir erst mal eine Embassy an - immerhin auch nicht ganz ungefährlich. Phu, in der Nähe teert jemand seine Einfahrt und das unterbricht nun etwas meinen Genuss dieser so anders riechenden Flora und Fauna (auch das wollte ich schon immer mal sagen).

0:18 Uhr, also eigentlich schon Samstag, aber für mich ist Gestern immer noch heute und nicht morgen, alles klar?

Ich hatte Ausgang, d.h. Frau Rapp hat mich mitgenommen. Zunächst sind wir zur Post gefahren und äh, es ist mir fast peinlich, aber ich kann nicht beschreiben, wie die aussah, obwohl ich danach Ausschau gehalten habe. Ich weiß nur das Frau Rapp irgendwann sagte, da wäre nun doch kein Parkplatz und wir müssten etwas weiter fahren. Dann ließ sie mich im Auto warten, von außen abgeschlossen.

Bevor sie das Auto verließ, wurde sie noch von einem Jungen angebettelt. Er muss ungefähr 13 Jahre alt gewesen sein. Er stellte sich einfach vor sie hin und hielt die Hand auf. Sie sagte: „No! Please No! Go to your own people! Go to her, ask her!“ dabei zeigte sie auf eine junge, schwarze Frau, die gerade in einem roten Toyota die Straße heraufgefahren kam. Der Junge war weg als ich wieder hinschaute und Fr. Rapp auf dem Weg zur Post.

Dann wartete ich wahrscheinlich 10-15 Minuten, vor kam es mir jedoch, wie eine halbe Stunde. Ich saß auf dem Beifahrersitz eines Kleinbusses direkt am Rande eines Kreisverkehrs, fiel dabei jedoch kaum auf, da der Bus nicht das Einzige war, was den Verkehr hier mehr oder minder behinderte. Um die Insel des Kreisels, auf der ein paar Büsche und Bäume standen, waren Stände mit Coke, Zigaretten und anderen Kleinigkeiten aufgebaut. Der äußere Rand dieses hupenden, hektischen Knotenpunktes, einspurig ausgelegt, zweispurig genutzt, war mit Kleidungsständen gesäumt. Aufbereitete Hemden, Hosen, Kleider und T-Shirts aus zweiter oder dritter Hand in teilweise grellen Pink- und Gelbtönen auf dünnen Kunststoff- oder Drahtbügeln hoben sich als ordentlich aufgehängter Rahmen ab, gegen geschäftig umherlaufende, kreuz und Quer fahrende Kenianer.



Im Wagen wurde es immer heißer und ich versuchte, mich möglichst nicht zu bewegen. Immer wieder sagte ich mir, dass es bestimmt viel schwerer ist, ins Auto hinein zu schauen, als heraus. Ja, ich hatte wirklich Angst, dass jemand ans Fenster klopft, oder gar versucht, die Tür aufzumachen. Es war nicht die Angst, überfallen zu werden, sondern einfach, oder auch gar nicht einfach, die Angst davor, in Situationen zu geraten, die ich nicht kenne, bei denen ich nicht weiß, wie ich reagieren soll, ja bei denen mir nicht einmal in aller Ruhe eine richtige Reaktion einfallen würde, und von Ruhe kann man in diesem Fall sowieso nicht sprechen. Wenn mich zum Beispiel jemand anbettelt, werde ich ihm erklären müssen, dass er von mir nichts bekommt und das in möglichst kurzen Sätzen, egal, wie lange er oder sie mit mir diskutiert.



Nun ein dekadenter Sprung in den Muhtaiga Country Club, in dem auch Karen (Tania) Blixen ihren letzten Whisky trinken durfte. (Für die, die sich immer noch fragen, wer die Frau eigentlich ist: Sie ist die Frau aus „Jenseits von Afrika“ – eine wahre Geschichte übrigens!)

Dort war ich nun also Gast von Mister Eigmann, durch Frau Rapp natürlich, die dort mit ihm zum Tennis verabredet war. Ich hatte Frau Rapp gefragt, ob ich mich umziehen müsse, was sie vehement verneinte. Da stand ich nun in T-Shirt und von mir selbst vor ca. 10 Jahren schlecht eingefärbten Shorts, aber immerhin in Josef Seibel Sandalen und ein Kellner, der wahrscheinlich besser angezogen war, als ich es je sein werde, kam und brachte mir ein Bitter Lemmon on the rocks mit einer Lemmon Scheibe extra im Glas. Jo, dachte ich, so lässt es sich leben. Nach dem ich dann (ich hatte auch eine Schirmmütze auf) auf dieser Terrasse in einem Gartenstuhl sitzend, der besser gepolstert war, als so mancher Kinositz, meinen Bitter Lemmon

und eine Zigarette unter der Aufsicht einer der zu der Zeit sonneliebenden Auswahl an Nairobis Oberschicht genossen hatte, flanierte ich noch durch die Pool- Golf und Tennisanlagen und nicht zu vergessen, die heiligen Hallen von innen. Ich glaub', wäre ich „Fire, fire!“ rufend hineingelaufen, hätte ich mich auch nicht auffälliger gefühlt, aber in diesem Fall siegte die Zurückhaltung der Aristokratie und niemand der Anwesenden rannte hinaus.

Später waren wir noch bei Christa. Ihr Mann ist im Vorstand von BASF, also sage ich zu dem Haus nur dies: Kolonialstilvilla aus Naturstein mit verputzten Säulen..... (Sabber!)

Samstag, 1. Dezember 2001

14:35 Uhr. Ich habe heute bis 11:30 Uhr geschlafen und fühle mich so richtig ausgeruht. Nach dem Frühstück haben wir Tennis geschaut und über meinen Ausflug nach Mombasa geredet. Frau Rapp fragte mich ob ich eher ein Abenteuerer bin oder lieber auf Nummer Sicher gehe. Ich antwortete ihr, ich wäre gern ersteres und bin wahrscheinlich eher letzteres. Sie sagt, sie versteht das schon, wenn sie sich mein Leben anschaut, also die Tatsache, dass ich noch nicht soviel gereist bin und wenn, dann an Orte, die nicht den Unsicherheitsfaktor bieten, wie Afrika. Ich habe eben meinen Schwerpunkt anders gesetzt, wenn es darum ging, Geld für bestimmte Dinge auszugeben und mich dabei zu entscheiden, ob Reise, Instrumente oder ähnliches.

Ich will nun aber nach Mombasa und ich werde mich mit dem Gedanken arrangieren müssen, dass ich dort Malaria bekommen könnte. Auf jeden Fall beträgt die Inkubationszeit ca. drei Wochen und es beruhigt mich ein wenig, dass ich dann bereits in Hamburg sein werde und das Tropeninstitut direkt am Ort ist. Ich werde nicht so dumm sein, eventuelle Anzeichen als Grippe



abzutun. An sich kann also nichts schief gehen.
Hakuna Matata, wie die Massai sagen.
(Ich knutsch Dich, Antje)

15:10 Uhr und mir ist ein Gedanke gekommen, den ich für niederschreibenswert halte. Ich hatte mich eben gefragt, warum ich nicht mal wieder eine meiner Kurzgeschichten schreibe und die Antwort darauf war so verblüffend, wie einfach. In dieser neuen Umgebung ticke ich ganz anders, so als wäre ich gedanklich neu geboren. Es ist halt doch etwas anderes, hier zu sein als beispielsweise in Hamburg in der U-Bahn zu sitzen. Meine Gedanken setzen sich im Moment nur mit mir selbst auseinander, was erklärt, warum ich nun schon seit 5 Tagen über mich und meine Erlebnisse schreibe und es mir immer noch nicht langweilig dabei wird. Bei allem, was hier so um mich herumfliegt, surrt, gurr und krakeelt, könnte ich mir höchstens vorstellen, mal wieder eine Geschichte über Karl, den Schmetterlingsbrummer zu schreiben. Eine Szene aus der U-Bahn zum Beispiel scheint mir so weit weg, wie ich es nie für möglich gehalten hätte.



15:56 Uhr.

Ich habe gerade eine Rechtschreibprüfung durchgeführt und mir danach die Statistik angeschaut: Es sind nun fast 4000 Wörter und ich freue mich schon auf die Korrigierarbeit, wenn ich wieder zu Hause bin. „Dat wird `n` Schpass!“ Gleich geht’s erstmal ans Wäsche aufhängen. Jo!

Sonntag, 2. Dezember 2001

15:45 Uhr. Heute Morgen um 8 Uhr wurde es wahr. Der Wecker, den Frau Rapp mir gestern gab, klingelte um sieben. Wir trafen Julius, einen ehemaligen Schüler vor der Pangani Girls school und nach kurzer Absprache und nachdem Frau

Rapp ihm etwas Geld für uns gegeben hatte, gingen wir zu einer Art Bushaltestelle, eine ins Gras gefahrene Haltebucht für Matatus.

Auf dem Weg dort hin sage ich zu Julius, dass ich Deutscher bin und daher oft „stupid“ Fragen stelle. Er lacht und meint, wenn ich etwas nicht weiß und es mich interessiert, wäre es nötig, Fragen zu stellen. Ich danke ihm und gebe ihm zu verstehen, auch er könne mich fragen, wenn er etwas über mich wissen möchte. Dann nehmen wir ein Matatu ins Mathare Valley. Die erste Matatu-Fahrt für mich und ich war erstaunt, wie ein solches Vehikel überhaupt fahren kann, ohne auseinander zu brechen, besonders bei Schlaglöchern, von der Art, die ich meinem Fiat niemals zutrauen würde. Ein Matatu scheint keinerlei Federung zu haben und ist eigentlich immer überfüllt. Das Wort überfüllt bekam in diesem Moment eine neue Bedeutung und ich nahm mir vor, nie wieder einen Bus, oder eine U-Bahn in Hamburg überfüllt zu nennen.

Der Matatu hält und, ausgestiegen, befinden wir uns am Straßenrand auf der Seite, wo das Mathare Valley beginnt. Auf der anderen Seite registriere ich kurz: fest gebaute Häuser und viele Bäume. Im Valley, wohin uns nun der Weg führen soll, gibt es nur Hütten, die zum größten Teil sichtbar aus Resten der anderen Zivilisation Nairobis besteht. Eine Form von Vegetation ist hier nicht auszumachen.

Wir bleiben zunächst am Straßenrand und machen an einem Friseur halt. Er besteht aus einer weiß gestrichenen Hütte, oder wie wir vielleicht sagen würden, Laube mit einer Tür und einem Fensterausschnitt, der von innen mit einer sehr grobmaschigen weißen Gardine vernagelt ist, statt Fensterglas. Die Hütte daneben, die ich mir anschau, während Julius mit dem Friseur spricht, hat Fensterglas und ein Mann ist dabei dieses und die restliche Front mit Hilfe eines undefinierbaren Gestrüpps und viel



Schaum zu säubern. Lange schaue ich mir das an und denke, was bei uns nicht mal annähernd für eine Schrebergartenlaube gehalten würde, wird hier sehr sorgfältig und gründlich gewaschen. Es ist eben das Bestreben eines Ladenbesitzers, immer den besten Eindruck auf die Kunden zu machen. In diesem Augenblick weiß ich es noch nicht, aber ein paar Stunden später werde ich nicht einmal auf die Idee kommen, das in Frage zu stellen, oder auch nur seltsam zu finden.

Schließlich kommt Julius mit dem Friseur wieder aus dem „Barber-Shop“. Er heißt Gacheru (ich schätze ihn auf Anfang zwanzig) und soll uns begleiten, da Julius schon seit mehreren Jahren nicht im Valley war.

Wir gehen noch ein Stück am Straßenrand und biegen dann links in den Slum ein. Es ist eine Art Hauptstraße, nur ohne Autos und ganz und gar nicht asphaltiert. Männer, Frauen und Kinder laufen hier durcheinander, jedoch nicht ziellos. In der Mitte des Weges verläuft ein schmutziges, mit Müll eingefasstes Rinnsal, leider nicht gerade, so dass wir ab und zu springen müssen, um nicht hinein zu treten. Als ich nach so einem Sprung wieder nach oben schaue, sehe ich ein paar Meter vor mir ein kleines Mädchen mitten in diesem Rinnsal stehen. Sie muss ungefähr drei Jahre alt sein. Sie trägt Badelatschen der Größe 45 und hat ein Stück Bananenschale in der linken Hand, an dessen Innenseite sie lutscht. Gedankenverloren schaut sie mich mit großen Augen an. Ich sehe das und kann nicht einmal daran denken, ein Foto von ihr zu machen.

Julius und Gacheru stehen bereits an einem zweiten Friseurgeschäft, als ich dazu komme. Gacheru unterhält sich mit dem Besitzer, der gerade einen Kunden mit einer Haarschneidemaschine bearbeitet. Ich wundere mich ein wenig, dass es hier Strom gibt, als ich merke, das sogar Musik im Hintergrund läuft, eine Art House-music, viel zu laut für ein



Friseurgeschäft, wie ich finde. An der rechten Wand dieser zum Geschäft umgebauten Kleinbuskarosserie befindet sich eine Lampe, die, einer Abdeckung entbehrend, ihr Innerstes preisgibt. Angesichts der elektronischen Teile, die scheinbar sinnlos an offenen Kabeln herabhängen, verwundert es mich, dass dort immerhin eine der ursprünglich zwei Leuchtstoffröhren tadellos leuchtet, ja nicht einmal flackert und sehr sauber ist, wie der Rest des Ladens, wenn auch notdürftig aus Zusammengetragendem erbaut.

An einer Kreuzung biegen wir rechts ab. Hier fangen die Geschäfte mit Lebensmitteln an. Es gibt Stände, die mit Obst und Gemüse handeln. Tomaten zum Beispiel werden zu kleinen Pyramiden aus vielleicht zehn Früchten aufgestapelt. Ich erinnere mich an Händler in der Innenstadt, die ihre Waren, bestehend aus höchstens zwei oder drei Sorten, am Straßenrand oder sogar auf ganz kleinen Verkehrsinseln feilboten. Die Händler hier jedoch hatten sich kleine Tische zusammengezimmert, damit die Waren nicht auf dem dreckigen Boden liegen und im Gegensatz zu den Straßenhändlern haben sie keine Preisschilder aufgestellt.

Es gibt auch zubereitete Speisen, wie Pfannkuchen, deren Teig vor meinen Augen ausgewalzt und die dann auf einem Blech über einer Feuerstelle mit ein wenig Fett gebraten werden. Es riecht gar nicht schlecht, aber essen würde ich ehrlich gesagt nichts davon.

Fleisch gibt es nur selten zusehen, zum Beispiel Hühnerbeine oder ganze Pferdeköpfe, die auf einem offenen Grill im Feuer liegen. Es riecht nach verbrannten Tierhaaren und nach dem Material, mit dem sie hier Feuer machen; ein wenig nach Holz aber auch Öl, oder Benzin. Ein mit Altöl getränktes Stück Holz brennt eben länger.

Dieser Gestank hüllt den etwa zweieinhalb Meter breiten Weg ein, so dass mir die Augen



tränen, aber ich bin auch etwas erleichtert darüber, denn das, was so herumliegt sieht aus, als rieche es sehr viel unangenehmer.

Zwischendurch gibt es auch immer wieder kleine Geschäfte mit Kleidung, wie Schuhe, die, schon einmal getragen und irgendwo gefunden oder von Hilfsorganisationen verteilt, in den winzigen Räumen von emsigen Händen wieder aufgemöbelt wurden.

Julius bleibt bei mir und besteht darauf meinen Rucksack zu tragen und Gacheru geht immer wieder in die kleinen Läden und hinter die Stände, oder fragt die Leute, die davor stehen, ob ich ein paar Fotos machen darf. Die meisten sind einverstanden, bauen sich sogar stolz vor ihrem Geschäft auf. Nach dem Foto geben sie mir eine Art OK mit hochgehaltenem Daumen, was ich sehr schnell übernehme. Ich komme mir ein wenig vor, wie Mr. Bean, der, im fremden Land angekommen, den vermeintlichen Mittelfingergruß übernimmt.



Wenn jemand mit einem Foto nicht einverstanden ist, hört Julius das sehr schnell und er sagt nur: „Let's go!“ Wir gehen dann sofort weiter und Gacheru folgt uns wenig später. Julius erklärt mir, dass viele denken ich würde sie nur fotografieren wollen, um die Fotos zu verkaufen. Die, die ihren Stolz über das Materielle stellen, lehnen mit dieser Begründung ganz ab, andere würden sich für Geld ablichten lassen, was wir dann wiederum ablehnen.



Nach einer Weile schließt sich Ben uns an, ein Mann Anfang dreißig, der ein wenig betrunken ist von dem Schnaps, der jeden Sonntag unten am Fluss in alten Ölfässern gebrannt wird. Mann sagt, dieser Schnaps mache blind und wenn ich in Bens blutunterlaufene Augen sehe, verstehe ich, wieso.

Für die meisten Kinder hier bin ich einfach nur der lustige Weiße mit den lockigen, blonden Haaren. Sie laufen auf mich zu, einige berühren mich kurz an den Armen, Händen oder Beinen

und laufen schnell wieder zu ihrer Mama, die von ihrer Arbeit abgelassen hatte, um den Fremden argwöhnisch zu mustern. Andere strecken mir ihre schmutzigen kleinen Hände entgegen. Nach der Überwindung bei den ersten paar Kindern taue ich auf und denke endlich nicht mehr darüber nach, wovon der Schmutz wohl herrühren mag. Ich gebe ihnen die Hand, jedem von ihnen. Julius und Gacheru warten jedes Mal geduldig und lachen ab und zu; nicht über die Kinder – über mich, meine Unsicherheit und dann meine Freude, meine Freude darüber, dass auch die Mütter anfangen zu lachen, dass sie erkannt haben: Ich bin keine Gefahr und ich verurteile nichts, was ich nicht begreifen kann.

Manchmal sind zehn oder mehr Kinder um mich geschart, die uns eine Weile begleiten und irgendwann wieder verschwinden. Unter ihnen ist ein Mädchen, etwa drei Jahre alt, mit einer schmutzigen kleinen Stoffpuppe in ihren Armen, die ganz nah hinter mir läuft. Als ich sie bemerke und mich zu ihr umdrehe, geht sie ein paar Schritte weiter und schaut mich, ihr Gesicht an die Puppe geschmiegt, vorsichtig an. Ich hocke mich auf die Erde und frage sie, ob ich sie Fotografieren darf und sie lächelt, doch als ich die Kamera hoch nehme, dreht sie sich schnell um und geht weg; hochmütig, wie eine kleine Lady. Julius und Gacheru lachen wie aus einem Scheunentor von Mund.

In einem Querweg biege ich instinktiv zwischen zwei Hütten ein, deren Abstand breiter als der der anderen ist. Von dort habe ich einen erhöhten Überblick über die Blechdächer, stehend auf einer art Betonfundament, auf dem nie etwas gebaut werden wird. Vier oder fünf Kinder sind auch da, mit Spielkarten. Sie umringen mich, bevor ich die Karten wahrnehme. Ich frage sie, ob ich sie fotografieren darf und kaum bauen sie sich für mich auf dem Beton auf, kommen immer mehr Kinder dazu. Nach fünf



Aufnahmen ist die Gruppe auf das Zehnfache angewachsen.

Nach etwa sechs Stunden sind wir am Rande des Slums, neben der Hauptverkehrsstraße, die uns hierher geführt hatte. Julius möchte zur Toilette und verschwindet erneut im Blechdach-Meer, nachdem er mir meinen Rucksack gegeben hat. Mit Ben und Gacheru bleibe ich zurück.

Ben macht sich eine Zigarette an, hält mir auch eine hin und fragt, ob ich rauche. Ich sage ja, aber er müsse mir keine geben, da ich selbst welche dabei hätte. Darauf lacht er und sagt: „Dann gib du mir zwei!“ Das Unverständnis in meinem Gesicht bleibt ihm nicht verborgen und so erklärt er mir: „Wenn Du genug Zigaretten hast, meine abzulehnen, dann musst Du mir zwei geben.“ Verblüfft von dieser einfachen Wahrheit drücke ich ihm sofort zwei Zigaretten in die Hand.

Schließlich sind wir wieder bei dem Friseurgeschäft um Gacheru dort abzusetzen. Ich bedanke mich bei Gacheru und wir machen noch ein paar Fotos von uns. Dann nehmen Julius und ich das nächste Matatu in die Innenstadt, wo wir noch zu Mittag essen wollen.

Beim Essen frage ich Julius, ob er das, was das YSP macht, gut fände, ob er meint, es wäre das richtige. Er bejaht ohne Zögern und sagt: „Wenn ein Mann dich um einen Fisch bittet, gib ihm keinen. Zeige ihm, wie man Fische fängt!“



Montag, 3. Dezember 2001

16:30 Uhr und ich sitze mal wieder auf der Bank am See. Vorhin war ich mit Arthur an einem Straßenkiosk, um Milch und Eier zu kaufen. Auf dem Hinweg gingen wir durch das abgeriegelte Viertel, in dem wir wohnen, und wir sahen eine schwarze Kinderfrau mit zwei weißen Kindern, eines davon, ungefähr ein halbes Jahr alt, in einer Karre und ein vielleicht dreijähriges Mädchen lief nebenher.

Ich musste eine lange Hose tragen, wie immer, wenn ich das Grundstück verlasse. Es ist schon furchtbar. Da ist man der Kälte entflohen und muss ständig lange Hosen tragen. Frau Rapp hat mir erklärt, dass jeder, der hier kurze Hosen trägt, sofort als Tourist erkannt wird, da ein Kenianer in der Öffentlichkeit nie kurze Hosen tragen würde.

Arthur erzählte ich, dass ich deshalb so gern kurze Hosen trage, weil wir in Deutschland immer so knapp gekleidet wie möglich gehen, wenn wir mal ein wenig Sommer haben und das ich die Hose, die ich im Moment an habe, in Deutschland nur im Winter tragen würde, und Winter bedeute in Deutschland Temperaturen um den Gefrierpunkt. Arthur nickte verständnisvoll.

Auf dem Rückweg deutete er auf den Bambus, der am Straßenrand wuchs und fragte, ob wir so etwas auch in Deutschland haben. Ich sage: Ja, aber nur als Möbelstücke. Wachsen sähen wir Bambus nie. Arthur schmunzelte.

Heute Vormittag hatten wir den ersten Projekt-Tag, auch Office-Day genannt (ach Antje). Er begann um 9 Uhr im Estleight Community Center am Rande des Slums Mathare Valley. Als wir ankamen, warteten bereits einige Kinder und Jugendliche auf einer Bank vor der Tür.

Wir bauten Notebook und Aktenordner in einem kleinen Büro auf, das außer zwei Schreibtischen nur einen schmalen Gang darum bot und riefen die Kinder nacheinander herein. Jedes von ihnen hatte das neue Zeugnis, einen handgeschriebenen Brief für den Sponsor und die Kostenaufstellung der Schule für das nächste Jahr dabei.

Frau Rapp fragte die Kinder, wie es ihnen in der Schule gefällt, wie es zu Hause läuft und die älteren, was sie nach der Schule machen möchten. Ich machte Fotos von den Kindern während des Gesprächs.



Und gerade zu geplättet war ich von ihren Zeugnissen. Es gab fast nur A und B. Selbst ein C kam so gut wie nie vor. In meiner Schulzeit konnte ich von so einem Zeugnis nur träumen. Die Älteren haben sich auch schon Gedanken über ihre Zukunft gemacht.

Es sind Anwälte und Ärzte dabei und ich komme aus dem Staunen nicht mehr heraus.



Dienstag, 4. Dezember 2001
17:35 Uhr auf meiner „Sonnenbank“. Heute war wieder Office-Day. Ein kleines Mädchen war dabei, das während des Gesprächs auffällig die Augen zusammenkniff. Frau Rapp fragte sie, was los sei und sie antwortete, sie könne nur schlecht sehen und ihre Augen täten ihr weh. Frau Rapp gab ihr die Adresse einer Augenklinik und das Geld für die Untersuchung und den Bus, damit das Problem so schnell wie möglich behoben würde.



21:40 Uhr.
Der Mond steht heute so tief, dass man sein Licht nur noch hinter den Baumwipfeln erahnen kann.

Mittwoch, 5. Dezember 2001
Kurz nach 12 Uhr auf der Bank. Heute Morgen um acht hat Frau Rapp mich zum Estleight Community Center gefahren wo wir auf sieben Kinder trafen. Frau Rapp erklärte den Kindern, dass das Büro heute geschlossen bleibt und sie sich freuen würde, wenn jeder von ihnen mir sein Zuhause zeigt, damit ich Fotos für das YSP machen kann und sehen kann, wie sie leben. Timothy, ein angestellter des Centers begleitete uns, während Frau Rapp wieder nach Haus fuhr. Leider stellte sich heraus, dass nur ein Junge unter den Kindern war, der wirklich im Mathare Valley wohnte. Der Weg führte uns

über die gleiche Straße in den Slum, wie am Sonntag zuvor Julius, Gacheru und mich. Nach ca. 50 Metern bog der Junge links zwischen zwei Lebensmittelständen ein. Wir schlängelten uns zwischen einigen kleinen Hütten durch und kamen über ein von Steinen begrenztes grau-braun milchiges Rinnsal zur Hütte seiner Familie. Er stellte mich seiner Mutter vor und ich wurde in ihr Haus gebeten. Gleich vorn am Eingang standen zwei ineinander liegende Waschschüsseln aus Kunststoff, rechts an der Wand ein kleines Regal, dessen Inhalt aufgrund der Dunkelheit schon nicht mehr auszumachen war. Fenster sind eben nicht für alle Menschen erschwinglich, vor allem wären sie ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor, wenn es gilt, die ohnehin ständig reparaturbedürftigen Behausungen regendicht zu halten.

Ich fragte den Jungen, ob er mir einmal vormachen könne, wo und wie er seine Hausaufgaben macht. Er verschwand hinter einer Wand, holte ein Buch und setzte sich auf einen Stuhl hinter einen kleinen Tisch. Seine Mutter setzte sich neben ihn und ich fotografierte die Beiden. Dann fotografierte ich noch mehr oder weniger blind in den Rest des ungefähr 12 Quadratmeter großen Raumes hinein und bedankte mich. Als der Junge verschwand erklärte ich der Mutter, dass ich die Fotos mache, um weitere Spenden in Deutschland zu sammeln, damit noch mehr Kinder in die Schule gehen können. Sie lächelte und sagte sie hätte auch noch mehr Kinder. Ich schlug vor, von allen ein Bild vor dem Haus zu machen, worauf sie ebenfalls kurz verschwand und ihre Kinder zusammenrief. So kamen wir auf eine Gruppe von fünf, die ich dann vor der kleinen Lehmhütte aufnahm. Dies erwies sich als nicht so einfach, da der Gang vor der Hütte nur sehr schmal war. (ca. 1 Meter)

Nach einer aufwendigen Fahrt in drei Matatus bin ich nun wieder hier. Morgen wollen wir



versuchen, noch ein paar Kinder mehr aus dem Valley nach Haus begleiten zu können.

14:08 Uhr.



Habe gerade eine Mückenstich-Inventur durchgeführt und bin auf neun Stück gekommen. Vielleicht ist das wenig, wenn man bedenkt, wo ich bin. Es ist jedoch ungefähr so viel, wie in den letzten drei Sommern in Deutschland zusammengenommen, soweit man sie als Sommer bezeichnen konnte. Hier ist es das ganze Jahr über mindestens 20 Grad warm, wobei ich nicht sagen kann, ob mir das womöglich irgendwann auf die Nerven gehen würde. Im Moment fehlt mir ganz und gar der Bezug zu der Kälte, die in diesem Augenblick in Deutschland herrscht. Es trennen mich tatsächlich nur neun Stunden Flug davon, die Heizung andrehen zu müssen um nicht in der eigenen Wohnung zu erfrieren. Hier haben die Menschen noch nie eine Heizung gesehen und dennoch wären einige von ihnen wahrscheinlich ganz versessen darauf, mit mir zu tauschen.



Gerade habe ich auf der Tastatur meines Notebooks eine Wimper von mir entdeckt. Immer, wenn mir das passiert, puste ich sie weg und wünsche mir dann ganz spontan etwas, was mir in den Sinn kommt. Es ist mir wichtig, dass der Wunsch spontan ist, sonst geht er nicht in Erfüllung. Bisher habe ich mir immer etwas für mich gewünscht: Das ich mein Konto bald ausgleichen kann, oder ich endlich die große Liebe finde. Diesmal war es ein ganz anderer spontaner Wunsch. Ich hoffe, er erfüllt sich.

40 EURO FÜR EIN NEUES LEBEN!

Viele von denen, die ein nach unseren Maßstäben geregeltes, ja, zivilisiertes Leben führen, würden gerne etwas abgeben, um

anderen Menschen dasselbe zu ermöglichen. Doch sie misstrauen den Hilfsorganisationen, nicht zuletzt, weil sie nicht erfahren, was genau mit ihrem Geld geschieht. Und leider ist dieses Misstrauen nur allzu berechtigt. Gerade bei großen Organisationen ist der Weg des Geldes oft so lang, dass nicht viel davon dort ankommt, wo wir es wissen möchten.

Ich habe hier ein paar Menschen kennen gelernt, die persönlich dafür sorgen, dass alle Mittel direkt eingesetzt werden; die sogar überprüfen, dass das Geld von den Bedürftigen selbst effektiv für die Sache eingesetzt wird. Und ich habe viele Kinder kennen gelernt, die in Verhältnissen leben müssen, die sich gänzlich unserer Vorstellungskraft entziehen, die aber nicht zuletzt deswegen den Willen und die Energie aufbringen, ihr Leben und das ihrer Familien nachhaltig zu verbessern. Wer diesen Willen zur Selbsthilfe unterstützt, kann sicher sein, etwas wirklich Sinnvolles mit einer Spende zu bewirken.

Mit 40 Euro im Monat machen Sie es möglich, dass ein Kind in die Schule gehen kann, eine Ausbildung erhalten kann. Werden Sie Pate für ein Kind, dass Sie sich selbst aussuchen können und dessen Werdegang Sie mit den Worten der Betreuer, aber vor allem mit den Worten des Kindes und dessen Zeugnissen verfolgen können. Am Ende werden Sie sicher sein, dass allein durch Ihre Hilfe einem Menschen die Möglichkeit gegeben wurde, einen Beruf zu erlernen, Geld zu verdienen für ihn und seine Familie und dass Sie nicht nur ein vorübergehendes Lächeln auf die Gesichter einiger anonymer Menschen gezaubert haben, sondern, durch dieses Beispiel, einen mehr als hoffnungsvollen Anstoß in eine Zukunft, die mehr zu bieten hat, als den nackten Kampf ums Überleben. Hier leben Menschen, die auf Sie zählen und es ist unmöglich, sie zu enttäuschen. Mal ehrlich: Wo gibt es das heutzutage noch?



18:45 Uhr

Es ist schon fast dunkel und ich beobachte ein lustiges Naturschauspiel: Etwa einhundert Vögel, ich glaube es sind Fischreiher, lassen sich zur Nachtruhe auf einem Baum nieder, der im See auf einer kleinen Halbinsel steht. Immer wieder scheint die Ruhe mal in dem einen, mal in dem anderen Teil des Baumes gestört, weil ein Nachzügler um einen Platz kämpft. Die anderen Vögel „reihern“ dann empört, was auf eine lustige Weise verständlich klingt. Diese Szenen spielen sich unmittelbar nacheinander oder sogar gleichzeitig ab und das nun schon seit mindestens zehn Minuten. Ich denke, ich werde mal ein Foto machen. Vielleicht kann ich durch einen gezielten Blitz ein wenig zusätzliches Leben in die „Bude“ bringen.



Donnerstag, 6. Dezember 2001

17:25 Uhr: Bank. Gestern Abend hatte ich noch einen Gedanken: In einen Slum zu gehen hat was vom ersten Mal Sex. Man hat ein bisschen Angst davor, weiß nicht genau, was auf einen zukommt, aber hinterher ist man froh, die Erfahrung gemacht zu haben.

Übrigens: Die Vögel haben sich durch den Blitz überhaupt nicht von ihrem Treiben ablenken lassen. Wie schade!



Heute war ein sehr heißer, aber auch sehr aufregender Tag. Als wir beim Center ankamen, warteten 10 Kinder. Als erstes kamen 5 Kinder aus dem Mathare Valley an die Reihe, die warten mussten, bis wir jemanden gefunden hatten, der uns in den Slum begleiten konnte. Um die Mittagszeit gingen wir dann mit Kaoma, dem Vater eines Kindes, das auch im Programm ist, zum ersten Kind nach Haus.

Der Vater des Jungen hatte eine kleine Schusterei, vor der auch Fahrradteile aufgebaut waren. Ich machte Fotos, wie

der Junge Hausaufgaben macht und eine Gruppenaufnahme von der ganzen Familie. Und so gingen wir dann auch zu den anderen Kindern, zwischen kleinen Hütten durch, über Hinterhöfe, wo Wäsche trocknete und Katzen spielten. An den Katzen fiel mir auf, dass sie genauso sauber und gepflegt aussahen, wie wir es von unseren Hauskatzen kennen. Kaoma bestand immer wieder darauf, dass ich meine Kamera einpacke und ich tat ihm den Gefallen, da ich merkte, dass er sich sehr unwohl in seiner Haut fühlte. Gegen ihn kam ich mir schon fast wie ein alter Haase vor. Ich war ja nun schon zum dritten Mal im Mathare Valley.

Routine in der Aufnahme dessen, was ich sah, hatte ich dennoch nicht: Kinder, die im Müll spielen, stinkende Abwasserkanäle, die offen und zum größten Teil unbegradigt und ungedämmt durch die kleinen Wege fließen und zwischen den Häusern, wo oft nur so viel Platz ist, dass man die Füße rechts und links des Rinnsals setzen muss. Endlich sah ich mehr, als nur die Hauptwege. Die Kinder gingen mit uns immer den direktesten Weg zu ihrem Haus. Das Wort Haus klingt unpassend: Diese Hütten aus Lehm, Holz, verrostetem Blech und alten Werbeplakaten zusammengebaut sind oft so klein, dass ich sie als Kind nicht einmal für mich allein für ausreichend gehalten hätte. Hier wohnen jedoch 6 und mehr Personen darin. Ich traue mich nicht, zu fragen, wie sie das schaffen. Stattdessen sage ich ihnen, dass sie einen Abzug von dem Familienfoto bekommen. Wenn ich ihnen die Hand gebe und in ihre freundlichen Gesichter schaue vergesse ich, dass sie mir Leid tun und habe sie einfach nur gern.

Heute war ich doch sehr froh, als wir wieder zum Center zurückgingen. Wie immer hatte ich eine lange Jeans an, eine von denen, die ich in Deutschland im Winter trage und ein langärmliges Shirt, den schweren Fotorucksack auf dem Rücken und es waren mindestens



dreißig Grad: Überall Fliegen und Mücken, Ziegen, die sich etwas Essbares aus dem Abfall suchen, Hunde die in der Sonne liegen und überall Kinder, die mich unentwegt fragen: „How are you? How are you? How are you?“ Wenn diese Kinder sie mir stellen, hat die Frage für mich eine fast Poetische Bedeutung.

Ben, ein sehr netter, etwa 13 Jahre alter Schüler lachte und erklärte mir, dass sie diesen Satz als ersten in der Schule lernen und eine Antwort noch gar nicht verstehen würden. Egal, die Bedeutung bleibt; in meinem Herzen.

Die ganze Zeit wunderte ich mich, dass keines der Kinder nach den Fotos zu Haus blieb und als wir kurz vor dem Center und immer noch alle Schüler um mich herum waren, fragte ich nach. Sie erklärten mir, wenn man Besuch zu Haus empfängt, gehört es sich, diesen auch wieder heil zurückzubringen. Ich werde nie wieder Menschen kennen lernen, die so „unfair“ leben müssen und dennoch so fair mit jedem Leben umgehen.

Im Center wurde es dann sehr ungemütlich. Eine Mutter, die vor einiger Zeit an jemanden im Center unberechtigt verlangtes Geld gezahlt hatte, wollte dies nun von uns zurück. Mehrmals versuchte sie, unsere Bürotür einzutreten und lauerte auf uns, bis wir mit dem letzten Kind fertig waren. Auf dem Weg zum Auto riss sie an unseren Kleidern und an der Notebooktasche und als ich als letzter in das schon rückwärts ausparkende Auto einsteigen wollte, hob sie einen Mauerstein auf und versuchte ihn nach uns zu werfen. Ein paar Männer hielten sie im letzten Augenblick davon ab. Wir fuhren dann noch zur Polizei und dort versprach man uns, für Morgen zur Stelle zu sein. Frau Rapp sagte immer wieder, sie würde viel für das Programm tun, jedoch nicht ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Die Frau wäre geistig verwirrt und keiner wüsste, wozu sie noch fähig sei.



Ich habe ein angenehmes Gefühl von Heimweh, d.h. ich freue mich dass es nur noch eine Woche bis zum Rückflug ist, würde jedoch nicht jetzt schon fliegen wollen. Ich denke viel an Antje und Susann, an meine Eltern und an Birte und Jan. Ich bin gespannt, wie sie reagieren, wenn sie dieses Tagebuch lesen und ob sie Sponsoren werden möchten. Für mich steht von Tag zu Tag mehr fest, dass ich einer werden werde, sobald es mir finanziell besser geht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand anders denken würde, der erlebt hat, was ich erlebe.

Freitag, 7.Dezember 2001

Heute war der erste klassische Urlaubstag für mich. Eigentlich wollten wir ins Center fahren. Als wir jedoch hörten, dass nur ein Kind da wäre, änderten wir unsere Pläne. Frau Rapp fuhr wieder nach Haus und Angelika Winkler nahm sich meiner an. Sie führte mich durch das Nairobi National-Museum, wo wir in der Vogelabteilung von einer Schulgruppe vom Mount Kenya für ein Klassenfoto vor die Linse gegeben wurden. Als Weißer ist man hier eben eine Attraktion. Danach fuhren wir zu Frau Winkler nach Haus, wo wir erst einmal auf der Terrasse Campari-Orangensaft tranken und uns unterhielten. Dann gab es überbackenen Fisch mit Reis, von ihrem Koch zubereitet, in der größten Küche, in der ich je stand, mal abgesehen von Großküchen natürlich. (ca. 50 qm).

Nach dem Essen habe ich mich in den Garten gelegt und bin auch noch im Pool gewesen. Auf dem Massai-Markt habe ich ein Schachspiel für 400 kenianische Shilling erstanden, das sind ca. 11,50 DM.

Der Massai-Markt ist ausnahmslos schön. Unzählige Handgemachte Kostbarkeiten: Schmuck aus Perlen, Leder, Holz und Edelsteinen. Statuen, Schalen und Kerzenständer aus Holz, Ton und Speckstein; Kleidung, Tücher und



Handgemaltes. Dinge, die man zum Teil auch in Deutschland in Afrika-Läden kaufen kann, jedoch zu einem Vielfachen der Preise hier. Zusammengefasst: Am Liebsten würde ich mit 10 000 /= noch einmal wiederkommen.

Ja und nun ist es 21 Uhr und ich bin müde. Als ich ins Bett gehe, fällt mein Blick auf meinen linken Fuß: OK, entweder wächst mir ein sechster Zeh, oder es ist der sechsundzwanzigste Mückenstich. Ausnahmsweise würde ich letzteres vorziehen.

Samstag, 8.Dezember 2001

Ja, ich sitze wieder in der Sonne auf der Bank, Zigarette in der Linken und Notebook auf dem Schoß; es ist 14:34 Uhr, 12:34 Uhr in Deutschland. Nach dem Frühstück, also um ca. 12 Uhr, holte ich mir eine Coke aus der Küche und musste feststellen, dass Arthur dabei war, meine Wäsche zu bügeln. Ich wollte ihm schon sagen, dass er das nicht brauch, aber er sah so begeistert und vertieft aus, dass ich es vorzog, ihm einfach zu danken. Als ich mir später noch eine Cola holte, gab er mir die fertige Wäsche. Ich dankte ihm noch einmal und sagte, dass sie wirklich „nice“ ausschaue. Darauf bedankte ER sich dann wieder und mir wurde schon ganz schwindelig.



Übrigens habe ich vorhin eine neue Geschichte von Karl, dem Schmetterlingsbrummer geschrieben: „Wie Larissa Karl kennen lernt“.

21:00 Uhr

Hei, bin ich stolz. Habe gerade die zweite Geschichte fertig: „Was ist Weihnachten?“ Bin gespannt, was mein kleiner Neffe Johannes davon hält.

Ich sitze im Schneidersitz auf meinem Bett. Ich hoffe sehr, dass Frau Winkler mich nicht

vergessen hat. Immerhin soll es morgen zum Longonot gehen.

Frau Winkler ist schon nett. Wenn sie mit jemandem auf englisch spricht, fügt sie trotzdem oft noch unser deutsches „nä?“ hinten dran, z.B.: „So, you have to earn lots of money, nä?, oder sie spricht deutsch und benutzt mitten im Satz dann doch mal ein englisches Wort: „Hat sie denn auch den Letter mitgebracht?“

Ich muss aber zugeben, dass mir das inzwischen auch passiert. Wie alle wissen, denke ich oft laut. Und manchmal liegt mir dann der Begriff in Englisch schneller auf der Zunge, als der deutsche. Das liegt wohl ganz einfach daran, dass ich nun schon seit zwei Wochen zweisprachig durch den Tag gehe. Selbst Frau Rapp spricht manchmal minutenlang englisch mit mir. Ich sage dann nur so Sachen, wie OK oder MHM. Irgendwann stutzt sie: „Ach, ich kann doch deutsch mit dir sprechen.“



Sonntag, 9. Dezember 2001
15:06 Uhr: Bank. Ja es hat geklappt. Wir waren am Mount Longonot. Frau Winkler hat mich um 7:30 Uhr abgeholt und nach ca. eineinhalb Stunden in ihrem Mitsubishi Pajero waren wir da. Eintritt inklusive einem bewaffneten „Guide“: 30 DM (x35= Kenianische Shilling). Kaum Wolken, also 30-35 C, aber ein angenehmer Wind. Wir beschlossen, das Wasser im Wagen zu lassen und nachdem ich mir eine kurze Hose angezogen und den Fotorucksack (7 kg !!!) aufgeschnallt hatte, folgten wir dem freundlichen Kenianer, der mit seiner Kleidung und dem Gewehr fast aussah, als müsse er uns durch ein Krisengebiet führen. Es ging durch die Pampa, die Stück für Stück steiler wurde und nach 20 Minuten zog Frau Winkler es vor, zu ihrem Jeep zurückzukehren. Ich gebe zu, es dauerte nicht lange, bis mir ähnliche Gedanken



kamen. Es wurde immer steiler und immer wieder trennte mich nur ein mit trockenem Gras bewachsener Vorsprung, dessen Größe gerade für meinen Fuß ausreichte, vom Abgrund. Wie tief dieser Abgrund war, wollte ich erst gar nicht abschätzen, zumahl ja auch irgendwann die Bäume anfangen, von denen ich ja nicht wusste, wie hoch sie waren. An genau so einer prickelnden Stelle kam ich ins rutschen und einige Büschel Gras, in die ich mich Krallte, bewahrten mich davor. Ok, ohne Rucksack wäre alles viel einfacher Gewesen. Aber ich bin Fotograf: Ohne Kamera da hoch zu gehen hätte für mich die ganze Sache nahezu sinnlos gemacht.



Irgendwann konnte ich meine Neugier nicht mehr zügeln und mutig fragte ich, was der Name „Longonot“ denn bedeute. Sogar dieser Wildnis-erprobte Kerl schien dankbar für eine kurze Unterbrechung. Mit einem vielsagenden Gesicht drehte er sich zu mir um und blieb stehen: „Es ist Suaheli und heißt: Hügel!“ Während ich noch bereute, meine Touristenfantasie durch diese Frage ernüchert zu haben, setzten wir unseren Weg fort.

Nach eineinhalb Stunden waren wir dann am Gipfel; wenn man ihn denn so nennen konnte. Es war ja schließlich ein Vulkan, was bedeutete, dass es nach ca. 2-3 Metern schon wieder Bergab ging, jedoch so steil, dass es nur für einen Sprung ideal gewesen wäre.

Ich tat dies nicht, sondern entledigte mich meines Rucksackes und setzte mich, wo ich stand.

In dem Augenblick hätte ich schon gern etwas Wasser gehabt, so zwei bis drei Liter. Immerhin hatte ich zwei Äpfel, von denen ich einen meinem „Guide“ gab. Ehrlich, so gut hat mir ein Apfel noch nie geschmeckt. Zum Nach Tisch gab es eine Zigarette – atemloser konnte ich ohnehin nicht mehr werden. Und genau in diesem beschaulichen Moment, Sonne, kühler



Wind und eine geniale Aussicht, fragt mich der gute Mann doch tatsächlich, ob ich nicht noch Lust hätte, einmal um den Kraterrand zu laufen: Es wären nur schlappe 16 km und der Weg würde gerade mal vier bis fünf Stunden dauern. - Hallo? Vermittelte ich tatsächlich immer noch den Eindruck eines Lebenden? Mir war eher danach, ein paar Fotos zu schießen, von der Aussicht, dem Guide und er von mir.

Gerade ist ein älteres Pärchen an meiner Bank vorbeigerudert. So wie die aussahen, heißt er Mortimer und sie hat After Eight on the rocks in ihrem Täschchen.

Montag, 10.Dezember 2001

14:11 Uhr (rate mal!)

Zwei gute Nachrichten: 1. Frau Rapp hat endlich Internetzugang. 2. Vielleicht fahre ich heute Abend schon nach Mombasa, einen bestimmten Anruf vorausgesetzt.

Vorhin habe ich erst einmal mein Notebook sauber gemacht. Hier fällt ständig etwas von einem der Bäume. erinnert ein wenig an Zuckerkristalle, nur kleiner. Es liegen schon wieder ein paar davon hier rum, aber was soll's; es ist einfach zu schön, hier zu sitzen. Das Klima kann man sich angenehmer gar nicht vorstellen. Seit ich hier bin, nehme ich keine Medikamente und fühle mich prima.

Sie (Frau Rapp) telefoniert gerade mit dem Herrn Büllheim, wenn ich den Namen richtig verstanden habe.

Jo, hat geklappt. Fünf Sterne an der Küste. Bis Freitag!!

18:15 Uhr und da bin ich wieder. Nichts hat geklappt, jedenfalls nicht wirklich. Seit neuestem fahren die Züge zwischen Nairobi

und Mombasa nicht mehr jede Nacht. Für mich hätte das bedeutet, dass ich Mittwochnacht schon hätte zurückfahren müssen. Das wäre Wahnsinn gewesen: Eine Nacht im Zug, eine Nacht im Hotel und wieder eine im Zug; und wir sprechen hier nicht von einem Schlafwagen mit persönlicher Masseurin der Deutschen Bahn!

Der nächste Zug wäre dann am Freitag zurückgefahren; auch unmöglich, da ich erstens tot gewesen wäre und zweitens noch 10 Stunden Flugstress hätte überstehen müssen, drittens wahrscheinlich sowieso den Flieger verpasst hätte.

Wie auch immer: Ich sitze also wieder auf meiner Bank, den Abendhimmel von Nairobi vor mir, ein kühles Bier neben mir, eine qualmende Zigarette in mir und das Notebook auf mir: Wenn das kein Safersex ist!?

Vorhin meinte ich noch zu Frau Rapp, es hätte schon seinen tieferen Grund, dass das nicht geklappt hat. Darauf meinte sie zustimmend, dass vielleicht morgen in der Zeitung steht, der Zug wäre entgleist. Na ja, ich hatte das schon etwas subtiler gemeint, gesagt habe ich jedoch nichts mehr. Überhaupt hat sie sich auf der Rückfahrt geradezu überschlagen mit Alternativangeboten; es tat ihr also auch wirklich leid. Ich schau mal, ob ich morgen in der Office-Hour mit einem der Kinder S/W Portraits mache, da sind nämlich ein paar ganz fotogene dabei.

Arthur hat mir gerade vom Milchholen eine Packung Zigaretten mitgebracht: Er ist schon ein netter, der Arthur.

Ich denke: Niemand sollte sich einfach irgendeinem vermeintlichen Schicksal ergeben, aber wenn mal etwas nicht so kommt, wie erwartet, sollte man erstmal abwarten, was sich aus der Situation machen lässt.

Vielleicht nehme ich gleich noch ein paar Abendgeräusche auf. Jo, hab ich (1-5). Auf Papier leider nicht zu hören. Besuch mich mal!



Dienstag, 11. Dezember 2001

17:48 Uhr (wo wohl)

Gestern Abend war Stromausfall. Der erste, den ich seit meiner Kindheit erlebt habe; und das in Afrika.

Wir sind gerade wieder zu Haus, von einem erlebnisreichen Tag. Außer 13 Kindern war heute auch ein sechzehnjähriges Mädchen da, mit ihrem Lehrer, von einer Insel vor der Küste. Ihr Direktor hatte vor einiger Zeit an Frau Rapp geschrieben, er hätte eine sehr gute Schülerin, die einen Sponsor brauch, um weiter zur Schule gehen zu können. Eine Klasse der Michael Grzimek Schule in Nairobi hat ebenfalls zu der Zeit angefragt, sie würden gern einen Schüler sponsern. Wir haben uns also das Mädchen und ihre Zeugnisse angeschaut und sie ist nicht nur sehr hübsch, sondern auch klug und aufgeweckt, womit sie alle Anforderungen erfüllte. Frau Rapp hat dann telefonisch ein Treffen mit einem Teil der Klasse vereinbart. Alles lief sehr gut, sie kann weiter zur Schule gehen und möchte später einmal Krankenschwester werden.

Nebenbei erwähnt bin ich heute zum ersten Mal ein wenig mit dem YSP-Wagen gefahren, das Lenkrad auf der rechten Seite. Jemand wollte aus einer Parklücke und ich war allein im Auto, also musste ich ran. What a strange feeling!



Mittwoch, 12. Dezember 2001

14:46 Uhr auf der Bank.

Heute war wieder ein schöner Tag. Obgleich er ja noch nicht vorüber ist, kann ich das voller Überzeugung sagen.

Um 6:30 Uhr kam Frau Winkler und wir sind zu dritt in den Nairobi National Park gefahren. Mit dem Jeep durch die Pampa und ich hab drei Filme verschossen. Das schönste Motiv habe ich natürlich verpasst: Frau Winkler und ich waren ein kleines Stück zu Fuß gegangen, als wir auf einen Baum mit Meerkätzchen stießen. Da einer



von ihnen auf einem Ast vor mir saß, habe ich wie ein blöder fotografiert und als wir auf dem Rückweg an der Stelle vorbeikamen und diese Tiere auch noch ihre Jungen dabei hatten, direkt vor uns auf dem Weg, war mein Film voll und ich Nase hatte die Ersatzfilme natürlich im Auto gelassen. (Grimpfelmimpfel)

Mittags waren wir dann bei Augustino, dem Schnitzer, der nebenbei auch der Vater eines der gesponserten Kinder ist. Er war sehr nett und hat mir zum Abschied eine Figur geschenkt, die er mir noch signierte.

Zu Haus angekommen hat Frau Rapp sehr lecker gekocht. Ich hab mir gleich das Rezept kopiert!



16:46 Uhr

Ich hatte mich auf mein Bett gelegt, als es ein wenig zu regnen anfang und als ich eben wieder raus kam, war Frau Rapp nicht da. Ihr Hund Milo hat sich so darüber gefreut, dass er doch nicht allein zu Haus war. Er rastete völlig aus. Er rannte mindestens 2 Minuten quer durch den ganzen Garten, immer wieder an meiner Bank vorbei und gab Grunzlaute von sich. Nun liegt er unter mir und freut sich endlich etwas stiller. Warum lerne ich eigentlich immer so verrückte Hunde kennen?



Für den Rest des Tages werde ich es mir noch einmal richtig gut gehen lassen, da morgen der letzte Office-Day ist und bestimmt noch 100 Kinder keinen Scheck haben. Und den brauchen sie, sonst geht für sie die Schule nicht weiter.

Am Freitag will Frau Rapp mit Kalle, einem Deutschen Praktikanten von der Michael-Grizmek-Schule, Arthur und mir noch einen alternativen Stadtrundgang machen, worauf wir dann Arthur nach Haus bringen wollen, um seine Familie kennen zu lernen und zu sehen, wie er wohnt.

Der Countdown für meine Heimreise läuft also und ich freue mich schon sehr darauf, wieder in mein eigenes Bett in Hamburg zu fallen, mit Tapsie zu meinen Füßen. Das ich dann frieren

werde, wenn ich mal rausgehe, ist für mich im Moment nur ein notwendiges Übel, dass ich mir gar nicht richtig vorstellen kann. Was ist Winter? Als ich Hamburg verließ, waren es dort immerhin noch über zehn Grad, nun werden es höchstens null sein.

Donnerstag, 13. Dezember 2001

16:23 Uhr, Bank.

Auf dem Weg von der Stadt nach Haus haben wir zwei Jungen im Grundschulalter an der Straße getroffen. Einer von ihnen hatte ein wahres Kunstwerk eines Kinderspielzeugs dabei; einen richtigen kleinen Schulbus aus Dingen gebastelt, die unsereiner als Müll bezeichnen würde. Frau Rapp hat ihm das gute Stück für 300 /= abgekauft.

Im Büro waren nur knapp 20 Kinder. Die restlichen werden also kurz vor Schulbeginn kommen müssen, am 7. Januar.



22:12 Uhr

Ich sitze im Schneidersitz auf meinem Bett in Nairobi, Kenya, Afrika, das Notebook auf dem Kopfkissen und Morgen ist mein letzter Tag hier. Die Zeit, von der ich so viele Veränderungen erwartet habe, geht ihrem Ende zu. Ich bin gespannt und noch nicht sicher, ob sich etwas verändert hat. Gute Nacht!



Freitag, 14. Dezember 2001

14:02 Uhr, Bank.

Als wir heute Morgen zur German School fahren, um Kalle abzuholen, war der Himmel bedeckt und es regnete, als wolle Nairobi mich auf Hamburg einstimmen. Als wir dann bei den Märkten ankamen, war das Wetter wieder einigermaßen schön. Unser erstes Ziel war die Stoffdruckerei, eine Halle, wo Frauen riesige Stoffbahnen durch Siebdruck mit Mustern und

Figuren versehen. Dort habe ich acht Meter Stoff für mein Sofa gekauft (2400 /=-).

Dann kamen wir zum Schnitzermarkt, ein richtig kleines Viertel, wo Schnitzerhütte an Schnitzerhütte grenzt. Während Frau Rapp versuchte, eine Naturbelassene Giraffe zu kaufen, fing ich an, mit einem alten Mann über einen sehr schönen Elefanten zu verhandeln. Er meinte 1500, ich sagte ich würde ihm 500 geben, worauf er entschied, er würde nicht unter 1000 verkaufen. Ich sagte ihm, dann müsse er seinen Elefanten behalten. Daraufhin kam ein junger Bursche zu mir und sagte, sein Bruder würde auch Elefanten schnitzen, aus echtem ebony und er würde mir einen besonderen Preis verschaffen. Ich folgte ihm in die Hütte seines Bruders und schaute mir die Elefanten an. Er stellte mich seinem Bruder vor und schließlich erstand ich einen sehr schönen Elefanten für 600 /=-.



Frau Rapp hatte mit der Giraffe leider kein Glück und fuhr unverrichteter Dinge nach Haus. Kalle und ich streiften noch über den Blechmarkt. Wie der Name schon sagt, konnte man hier alles Mögliche aus Metall kaufen: Töpfe, Schüsseln, Pfannen, Fenstergitter, Blechkoffer und vieles mehr. Ein Typ sprach uns an und führte uns ein wenig herum. So kamen wir auch in den Hüttenwald hinein, wo die Werkstätten waren, wo gesägt, geschmiedet und geschweißt wurde. In einer Hütte aus Holz und Blech, in die uns der Junge Mann führte, kletterten wir durch Haufen von gesammeltem Metallschrott und halbfertigen Fenster- und Türgittern, bis wir in eine Ecke kamen in der zwei Männer dabei waren, ein Fenstergitter zusammen zu schweißen. Ich frage mich, wie die das in so einer dunklen, viel zu warmen Behausung bei einer derart schweißtreibenden Arbeit aushalten.

In diesem Moment fällt mir noch etwas anderes ein:

Was diese bewundernswerten Menschen dort machen, ist illegal. Sie arbeiten ohne Erlaubnis. Bei niemandem haben sie sich beworben, niemand hat sie eingestellt oder zahlt ihnen ein Gehalt, kontrolliert, ob sie auch rechtzeitig zur Arbeit erscheinen. Sie haben keine Prüfungen abgelegt und müssen keine Sicherheitsbestimmungen einhalten. Aber sie sind jeden Tag da, fleißig wie die Bienen.

Sie nehmen ihr Leben in die Hand, erschaffen aus dem Nichts. Frau Rapp hat mir erzählt, dass die Regierung ab und zu mit Bulldozern kommt, völlig überraschend, und den ganzen illegalen Markt platt fährt. Doch kaum verstummt das Grollen der Bulldozer, kommen die Frauen und Männer zurück und bauen alles wieder auf. Es ist ihre einzige Chance zu überleben und die unregelmäßigen Eingriffe der Regierung haben lediglich die Bedeutung einer sarkastischen Lächerlichkeit.

Wir haben nur wenige Fotos gemacht. Man muss schon wirklich sehr höflich fragen und darf die Bereitschaft der Menschen, fotografiert zu werden auch nicht überstrapazieren. Außerdem ist es mir lieber mit wenigen Fotos da wieder herauszukommen, als ganz ohne Kamera.

Nach unserem Ausflug brachte ich Kalle noch zu seinem Matatu und machte mich dann auf zu meinem. Das war das einzige Mal, dass ich allein war, in der Innenstadt Nairobis, meine Fotoausrüstung akribisch verschlossen und fest auf meinen Rücken geschnallt, kaputten und viel zu schnellen Autos und Bussen ausweichend, kopfschüttelnd vor Bettlern (oft Kinder) und mit innerlich offenem Mund irrte ich durch die überfüllten Straßen. Ich wusste ungefähr, wie der Platz aussieht, an dem mein Matatu abfahren sollte, aber ich hatte keine Ahnung, wo genau sich dieser Platz befand:



Diese Stadt ist wie ein Rohdiamant einer Stadt mitten in einem Land, in dessen Klima sich ein Menschenleben auf Anhieb und das ganze Jahr hindurch wohl fühlt.

Dieser Rohdiamant hat schon ein paar glänzend polierte Stellen, aber wie die Erde zum größten Teil von Wasser bedeckt ist, so ist er rau und uneben, über und über.

Der ärmste Teil der Menschen hier bewegt sich zu Fuß durch das Chaos der anderen, die mit ihren Schrottreifen Pkws und Matatus die Straßen zur Rushhour verstopfen. Die Reichen in ihren Air-Condition-Blasen, ihren Jeeps und BMWs fahren hier nur mit abgeschlossenen Türen und hochgekurbelten Fenstern, da an jeder roten Ampel und in jedem Stau bettelnde Frauen und Kinder von Auto zu Auto ziehen, fast immer erfolglos. Von diesem Bild ist die ganze Stadt geprägt, die moderne und teure Architektur mit kleinen Bretterbuden und brennenden Abfallhaufen vereint, wie kaum eine zweite.



So wohl sich der Körper hier fühlt, der Geist reibt sich auf an Korruption und Misswirtschaft. Da stehen ganze Straßenzüge von Mietshäusern seit Jahren leer, während daneben Familien in kleinen Hütten täglich ums Überleben kämpfen. In dieser Stadt treffen Europäische und Amerikanische Manager mit hohen Gehältern auf einheimische, die den Gesetzen eines Billig-Lohn-Landes unterliegen. Der Kapitalismus scheint diese Menschen wie eine Schneelawine überrollt zu haben. Riesige Werbeplakate an den Hauptstraßen verheißen höhnisch eine Welt, von der die Menschen, die ihr Brennholz mehrere Kilometer an ihnen vorbeitrugen, nichts wissen können. Einige passen sich an und versuchen ein Stück des Kuchens für sich zu gewinnen, andere, die sich chancenlos sehen, rebellieren gegen die tägliche Konfrontation mit

einem Leben, dass sie gar nicht kennen lernen wollten. Übergriffe, wie Vandalismus und Raub sind hier an der Tagesordnung, vor allem den Menschen gegenüber, die ihren Reichtum hochnäsiger zur Schau stellen. Wer ein großes Haus sein Eigen nennt, sichert es ab, wie ein kleines Fort.

Diese Stadt hat viel Schönes zu bieten, für jeden, der es schafft. Doch durch ihr gleißendes Licht scheint der Schatten, in dem die Anderen leben, ungleich dunkler, dunkler als die Nacht, die den Zug umhüllt, von Nairobi durch die Steppe nach Mombasa.

16:55 Uhr

Mein Schreiben wurde durch etwas Regen unterbrochen und so habe ich ein wenig geschlafen. Nun ist das Wetter wieder schön und von dem Regen ist nichts mehr zu sehen. Ganz anders, als in Deutschland, wo man bei Regen frühstückt, so auch bei Regen schlafen geht, kann hier das Wetter von einer Minute auf die andere umschlagen, aber mit einer starken Tendenz zu Sonnenschein.

Eben hat Frau Rapp sich telefonisch angemeldet. Wir bringen also gleich den Arthur nach Hause. Bin sehr gespannt, wie er wohnt.

Es war ein sehr weiter Weg zu Arthur, auf jeden Fall weiter, als wir es vermutet hätten. Es ging in die Stadt, quer durch die Stadt, vorbei am Mathare Valley, wo alles immer noch so aussah, wie ich es während meiner drei Besuche kennen gelernt habe. Das fällt mir jetzt auf, wo ich es schreibe: Dieser unterschwellige Gedanke, dass man tief im Innern das Gefühl hat: „Mensch obwohl es zu unfassbar war, vor einer Woche, oder einem Jahr, ist es immer noch da, ist es immer noch genauso. Ich habe einen Text von 1981 über das Valley gelesen und er lässt sich durchaus auf Heute übertragen.



Natürlich gab es Unterschiede gegenüber den bisherigen Besuchen, die ja am helllichten Tag stattfanden. Die Feuer die hier und da brannten, dominierten das Bild, nicht zuletzt, weil sie zahlreicher waren. Die 15 Grad, die nun herrschten, sind für die Menschen hier schon ein Grund zu frieren, so eigenartig das auch für jemanden klingt, der in Hamburg wohnt, und bei 15 Grad bereits die Hoffnung hegt, in diesem Jahr vielleicht doch einen Sommer erleben zu dürfen.

Am Mathare Valley vorbei mussten wir noch ein paar Mal rechts und links abbiegen. Hier gab es schon wieder große, unbebaute Flächen, abgelöst von zwei oder drei Wohnvierteln, die sogar aus Stein waren, verziert von aufgehängter Wäsche, nicht verfugt oder verputzt, also äußerlich das, was man bei uns einen „Rohbau“ nennt.



In einem dieser Viertel sagte Arthur, wir könnten nun hier auf der Straße halten. Diese „Straße“ zwischen den Steinhäusern war genauso unbefestigt, wie in einem Slum; nur ein Rinnsal war nicht zu entdecken, es musste hier also so etwas, wie eine Kanalisation geben. Frau Rapp hielt an und sagte, sie wolle lieber mit Milo im Auto warten. Sie hielt den Hund fest, während Arthur und ich ausstiegen. Er steuerte direkt auf eines der Steinhäuser zu und ich folgte ihm durch den Hauseingang in einen dunklen Flur. Draußen war es noch hell, wenn auch schon etwas dämmrig, aber drinnen war auch zunächst kein Fenster in Sicht, durch das hätte Licht dringen können.

Ich folgte Arthur zu einer kahlen Betontreppe ohne Geländer. Wie in einem Treppenhaus gab es hier Fenster, durch die spärliches Licht drang, gerade soviel, dass die Stufen zu erkennen waren.

Zweimal kamen wir an einem Stockwerk vorbei, ein dunkler Gang und ich erhaschte einige kurze Blicke auf Wohnungseingänge, manchmal

offen, manchmal - durch ein paar Bretter zu einer Tür gebaut, oder durch einen Vorhang - verschlossen.

Im zweiten Stock angekommen verließ Arthur die Treppe und führte mich zu einem Vorhang daneben. Er nahm den Vorhang ein Stück zur Seite, steckte den Kopf in den Raum und sagte etwas auf Suaheli. Darauf wurde der Vorhang zur Seite genommen, von seiner Frau, mit einem kleinen Jungen auf dem Arm und sie bat uns herein.

Ich kam in einen Raum, der etwa neun Quadratmeter groß war. Mein erster Blick fiel auf einen alten Plastikglobus, von innen beleuchtet, der an seinem Stromkabel in dem einzigen kleinen Fenster hing, das es hier gab. Er ersetzte das Licht, das vom Fenster hätte kommen können, auf eine kindlich romantische Weise. Das Fenster ging zum Treppenhaus und ermöglichte lediglich einen Blick auf das schummrige Licht, das dort herrschte.

Auch der Rest dieser Wohnung war dekoriert mit Dingen, die irgendwo gefunden schienen, aber dem Raum einen Charme verliehen, wie ich ihn noch niemals empfunden hatte.

Aus einem Raum, der mich kahl und leer vielleicht an eine dunkle Gefängniszelle erinnert hätte, hatten die Beiden eine urgemütliche Wohnung gezaubert.

Ich setzte mich auf ein Sofa, das an der rechten Wand (die zum Flur) stand. Davor stand ein kleiner Tisch und ich weiß nicht einmal, ob etwas darauf lag, denn der kleine auf dem Schoß von Arthurs Frau raubte, mit seinen großen dunkelbraunen Augen, strahlend weiß umrandet in einem fast schwarzen, pausbäckigen Gesicht, meine ganze Aufmerksamkeit. Er war ungefähr ein Jahr alt und sein Name: Fidel Castro. Er schaute ein wenig misstrauisch, aber vor allem interessiert in mein viel zu weißes Gesicht. Seine Mama strahlte.



Ich sagte den beiden, wie sehr mir ihre Wohnung gefiel und Arthur zeigte mir stolz die Küche: Links neben dem Bett stand ein kleiner Gaskocher und dahinter ein schmaler hoher Schrank mit einer Glastür, den Arthur selbst gebaut hatte; darin: Geschirr und Gläser, Einzelstücke unterschiedlichster Herkunft.

Als wir wieder beim Auto waren und ich Frau Rapp von der Wohnung vorschwärmte, wollte sie doch auch einmal schauen. Und so blieb ich eine Weile im Wagen und wartete zusammen mit Milo, der immer wieder die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zog, die auf der Straße spielten. Sie lachten, liefen ums Auto und zeigten auf ihn. Ich fühlte mich nicht unwohl auf meinem Beifahrersitz. Ich genoss, was ich sah und meine Vorfreude auf die Heimreise am nächsten Tag.



Arthur begleitete uns noch ein Stück in die Innenstadt. Frau Rapp sagte zu ihm, sie wäre sehr froh, dass er mit seiner Familie in einem richtigen Steinhaus wohnt.

Nachdem Arthur ausgestiegen war, um mit einem Matatu wieder nach Haus zu fahren, hielt Frau Rapp noch an einem indischen Restaurant und holte uns ein paar Köstlichkeiten: Marinierte und gegrillte Chicken-Wings, die auf eine faszinierende Art scharf waren, so scharf, dass ich erst einmal dachte, ich halte es nicht aus, schließlich aber erkannte, dass die Schärfe eine gewisse Grenze nicht überschritt.

Ja. Mein letzter Tag in Afrika ist nun vorbei. Die Sachen sind gepackt und ich frage mich, ob Gordon mich wohl ab Morgen vermissen wird, oder ich ihn. Gute Nacht!

Samstag, 15. Dezember 2001
15:53 Uhr Ortszeit. Seit Ewigkeiten sehe ich Wüste unter uns. Und doch ist es nicht

langweilig. Die Muster, die Anordnung der Dünen, ihre Höhe. Eben sah ich welche, die hoch genug waren, kilometerlange Schatten werfen zu können. Nun habe ich das Bild eines schlecht aufgetragenen, rissigen Make-ups vor mir, jedoch weich, zum Sprung einladend, vor allem einsam. Eine helle, weite, friedliche Einsamkeit. Keine Menschenseele, so weit das Auge reicht. Und bald das krasse Gegenteil – Mittelmeer.

Wenn ich daran denke, dass ich hier überall, alle 5 Minuten aussteigen könnte und immer wieder ein neues Leben anfangen könnte; allein oder mit neuen, anderen Menschen, die ich nicht kenne und die mich nicht kennen. An einem ausgetrockneten Flusslauf, einem kleinen See, oder auf einem Hügel, ohne zu wissen, was auf mich wartet, ob es mir mehr oder weniger gefallen wird, als das Vorhergegangene und ohne Verbindung zu dem was vorher war.

Sonntag, 16. Dezember 2001

Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, dass ich in Afrika war. Ich denke das liegt unter anderem daran, dass ja auch eine Art Jahreszeitenwechsel vollzogen wurde, die Psyche also noch einen viel größeren Zeitsprung im Gefühl hat. Ansonsten bin ich im Moment etwas schreibfaul, aber ich weiß, dass sich das wieder legen wird. Ich werde es schaffen, irgendwie, irgendwann.

Donnerstag, 15. August 2002

Soeben habe ich die letzte Korrektur meines Tagebuchs gelesen und ich habe mich zum unzähligsten Mal darüber gefreut, es geschrieben zu haben.

Trotz der sechshundert Dias, die ich mitgebracht habe, trotz der vielen Momente, die Abrufbereit in meinem Gedächtnis sind, ist es mir nur durch das Tagebuch möglich, diese einmalige

Erfahrung immer wieder zu erleben.

Ich danke Herrn Schlegel, der mich im November 2000 fragte, ob ich eine Homepage für das YSP machen könne und ich danke Frau Rapp, die mich nach Nairobi einlud und mir die vielleicht außergewöhnlichsten drei Wochen meines Lebens ermöglichte.

Ein besonderer Dank gilt jedoch den Menschen, die mich mit offenen Armen empfingen, mir ihre Welt zeigten, mir zeigten, dass Freude und Leid nicht definierbar sind. Die Erinnerung an sie wird für immer ein Teil von mir sein!

